Tagungszusammenfassung

Christoph Raedel

Unsere Tagung knüpft an ein Frühjahrssymposium des Vereins vor zwei Jahren an, als wir uns – etwas reißerisch in der Aufmachung – mit „Aussteigern“ aus Freikirchen beschäftigten. Schon damals ging es um Wandlungsprozesse und Wechselbewegungen, schwerpunktmäßig um jene, die einen Menschen aus dem Raum der Vergewisserung im christlichen Glauben heraustragen und zur Annahme eines neuen Glaubens oder der Entscheidung, nicht mehr glauben zu wollen, führen. Mit dem Thema dieser zu Ende gehenden Tagung haben wir uns auf solche Wandlungs- und Wechselvorgänge konzentriert, die sich zwischen christlichen Kirchen vollziehen. Diese Vorgänge sind, von einem christlich-ökumenischen Standpunkt aus betrachtet zwar weniger traurig, gleichwohl aber konfliktbehaftet, wie wir aus dem Mund mehrerer Redner vernehmen konnten.

Dabei wird man jedoch noch etwas genauer differenzieren müssen. Ich hatte zum Eingang der Tagung vorgeschlagen, Kirchenwechsel zu typisieren, um dem Facettenreichtum von zwischenkirchlichen Wanderungsbewegungen besser entsprechen zu können. Denn Kirchenwechsel können den Wechsel in eine neue Glaubenskultur einschließen (z. B. wenn ein Baptist römisch-katholisch wird) oder diesen Wechsel vermeiden, indem Christen sich, häufig in Verbindung mit einem Umzug, eine Gemeinde suchen, die der bisherigen Glaubenskultur möglichst ähnelt (typisch für Wechselbewegungen innerhalb des evangelikalen Milieus). Nur in ersterem Fall würde ich den Kirchenwechsel als Konversion bezeichnen. Besonders konfliktbehaftet sind zudem „Ausbruch“-Wechsel, bei denen die Ablösung vom bisherigen gemeindlich-kirchlichen Umfeld mit mehr oder weniger starken Verwerfungen und Verletzungen einhergeht und von daher als biographischer Bruch erlebt wird. Im Unterschied dazu bezeichnete ich als „Aufbruch“-Wechsel solche Bewegungen, bei denen die gemeindlich-kirchliche Neuorientierung eher auf der Folie biographischer Entwicklung interpretiert wird, auch das Reden von einer neuen Glaubensstufe, deren Vorstufen aber nötig waren, gehört hier her. Zu Verletzungen bei denen, die – auf der „niedrigen Stufe“ – zurückbleiben, kann es aber auch kommen, wenn das Moment der Kontinuität im Wandel dominiert.

Die zentralen Einsichten dieser Tagung aber folgten nicht aus meiner Einleitung, sondern aus den fachwissenschaftlichen und lebensgeschichtlichen Beiträgen der Referenten, denen ich von Herzen für Ihre Mühen und ihren Einsatz danke. Ich möchte den in Vorträgen und Diskussionen erarbeiteten Ertrag dieser Tagung zusammentragen, indem ich die für mich gewonnenen Einsichten den vier von mir zu Beginn der Tagung gestellten Leitfragen zuordne.

1. Inwieweit lässt sich Kirchenwechsel als Tabuthema der Ökumene bezeichnen?

Die Beiträge der Tagung haben gezeigt, dass das Thema sowohl auf der Ebene ökumenischer Gremien (wie der ACK Bayern) als auch von den Akteuren solcher Wechsel (worauf R. Bühne hinwies) angesprochen wird, dass es aber sehr wohl häufig emotional besetzt und konfliktbehaftet ist. Auch dort, wo kirchliche oder ökumenische Gremien das Thema auf die Tagesordnung setzen, tun sie es in dem Bewusstsein, ein „heißes Eisen“ anzufassen. Aber warum ist das so? Unterhalb der Ebene geistlich-theologischer Grundentscheidungen stößt man offenbar sehr schnell auf empfundene Verletzungen bei denen, die sich zum Wechsel veranlasst sahen, aber auch bei denen, die zurückgelassen wurden. Diese Verletzungen können persönlicher oder kollektiver Natur sein (Maria Stettner; Karl Heinz Voigt), also Menschen einer konkreten Gemeinde betreffen, aber sich auch dem kirchlichen Gedächtnis einbrennen (so z. B. der russisch-orthodoxen Kirche, die freikirchlich-evangelikale Missionare als Eindringlinge empfindet).

Dennoch sind die theologischen, genauer noch: ekklesiologischen Überzeugungen, die diesen Verletzungen vorausliegen, nicht unwesentlich. So ist vom Selbstverständnis mancher Kirchen her die Möglichkeit des Wechsels in eine andere Kirche schon im Grundsatz ausgeschlossen. Im Gespräch mit solchen (zumeist orthodoxen) Kirchen ist der Begriff Konversion (weg von dieser Kirche) sogleich mit dem Vorwurf des Proselytismus behaftet und löst heftige Reaktionen aus (Stettner). Ein weiterer kritischer Punkt ist aus der Sicht der evangelischen Landeskirchen, die in Deutschland auch als große diakonische Arbeitgeber fungieren, der Austritt aus einer Landeskirche mit anschließender „Wiedertaufe“ in einer Freikirche. Dies führt in der Regel zum Verlust des Arbeitsplatzes in einer von der Landeskirche getragenen Einrichtung und erweist sich als Ausschlusskriterium für das Erteilen des in der Verantwortung der Landeskirchen liegenden schulischen Religionsunterrichts (Harald Mueller).

Im Kontext des besonderen verfassungsrechtlichen Modell der „hinkenden Trennung“ von Kirche und Staat ergeben sich eine Reihe juristischer Probleme, die ökumenisch bislang kaum in der Tiefe diskutiert sind. Denn einerseits muss (so Gerhard Robbers) der Kirchenaustritt jederzeit und ohne Einschränkungen möglich sein; dass diese Möglichkeit ein für Deutschland historisch junges Phänomen ist, hat Voigt gezeigt. Andererseits können, wie oben angedeutet, bestimmte Wechselbewegungen Folgen hinsichtlich der Berufsfreiheit haben, insofern das Selbstbestimmungsrecht der Kirchen ihnen einen Ermessensspielraum in der Beurteilung von Bewerbern (die sich z. B. erneut haben taufen lassen) gibt. Ungeachtet der im Grundsatz bestehenden Möglichkeit des uneingeschränkten Wechsels der Kirchenghörigkeit gibt es also so etwas wie „illegitime“ Wechsel (Stettner; Jörg Stolz), die voraussetzungs- und folgenreich sein können.

Aber lässt sich überhaupt angeben, was „legitime“ von „illegitimen“ Kirchenwechseln unterscheidet? Die ACK Bayern hat sich dieser Frage gestellt und sich darauf verständigt, dass Legitimität in Transparenz gründet: Ein Wechsel darf nicht durch (falsche) Versprechen motiviert sein, er darf nicht mit einer Verunglimpfung der Kirche, die verlassen wird, einhergehen und der Wechsel soll Ausdruck einer reflektierten Entscheidung sein (Stettner). Von Sprachlosigkeit in Sachen Kirchenwechsel wird man also nicht reden können. Unbestreitbar aber ist der weiterhin bestehende Gesprächsbedarf.

2. Welche äußeren Bedingungen und inneren Motivlagen lassen sich als ursächlich für Kirchen- bzw. Gemeindewechsel angeben?

Die umfangreichste Untersuchung zu dieser Frage hat auf dieser Tagung Reinhold Bühne beigetragen. Dabei wurde deutlich, dass monokausale oder auch allein auf das den Wechsel vollziehende Individuum fokussierte Erklärungen zu kurz greifen. Er hat hier im Anschluss an die soziologische Sozialisations-theorie dafür plädiert, Wechselprozesse in ein umfassendes Bedingungsgefüge einzuzeichnen und alle vom Wechsel betroffenen Akteure in den Blick zu nehmen. Ein greifbares Resultat dieses Vorgehens ist die Einsicht, dass ein Gemeindefwechsel auch dadurch motiviert sein kann, dass weniger der zum Wechsel entschlossene Mensch, sondern vielmehr die Gemeinde sich in einer Weise verändert hat, so dass der Wechsel als geboten erscheint.

Als gleichwohl häufigster Anlass für den Wechsel der Kirche ist auf dieser Tagung der Ortswechsel genannt worden (Stettner; Robbers; Voigt; Jochen Roth; Bühne; Stolz). Dabei stellt die „Möbelwagen-Konversion“ als eher unfreiwilliger Kirchenwechsel durch den Umzug eines Landeskirkhlers z. B. aus dem Gebiet einer reformierten in das einer lutherischen Landeskirche einen Sonderfall dar, weil er von vielen (v. a. gemeindedistanzierten) Betroffenen nicht als tatsächlicher Wechsel empfunden wird. Bei engagierter Kirchengemeinschaft kommt es am Zielort jedoch zur Suche nach einer „passenden“ Gemeinde, wobei sich die ortsansässigen Gemeinden in einer faktischen Wettbewerbssituation wiederfinden (Stettner). Vernünftigerweise wird dann nicht nur gefragt: Welche Gemeinde passt zu mir, sondern auch: Zu welcher Gemeinde passe ich (Bühne)? Ein weiterer wichtiger Faktor scheint die Eheschließung zu sein (Stettner; Roth), wiederum kein theologisches Motiv. Das Verlangen, gemeinsam einen Gottesdienst zu besuchen und das Anliegen, die Kinder in eine gemeinsame Gemeinde hinein zu sozialisieren, dürften hier bedeutsam sein. Beide Faktoren, der Ortswechsel und die Wahl eines Ehepartners außerhalb der eigenen Kirchengemeinschaft, stehen für die gewachsene Mobilität in unserer Gesellschaft und für die weitgehende Durchlässigkeit von Gruppengrenzen, die bis weit ins 20. Jahrhundert hinein noch viel deutlicher beachtet wurden.

Zu den äußeren Faktoren, unter denen sich Christen zum Wechsel entschließen, gehört auch der Eintritt in ein kirchliches Arbeitsverhältnis oder

die Absicht, Religionsunterricht in der Schule zu erteilen. Wir haben gehört, dass z. B. freikirchliche Christen, vor diese Entscheidung gestellt, nicht immer den Weg des Austritts aus ihrer Herkunftskirche nehmen, sondern es zu stillschweigenden Doppelmitgliedschaften in Landes- und Freikirche kommt, was von den Landeskirchen aufs Ganze gesehen geduldet zu werden scheint (Mueller). Das implizite Motto wäre dann: „Don't ask, don't tell“.

Zugleich hat der Beitrag von Roth gezeigt, dass es auch ein Leiden an der theologischen Verfasstheit und der geistlichen Kultur einer Kirche geben kann, die zum Wechsel motiviert. Und damit bin ich bei meiner dritten Frage.

3. Welche Bedeutung kommt geistlichen und theologischen Motiven für den Kirchenwechsel zu?

Die Antworten auf die zweite Frage machen es schwer, der Erkenntnis auszuweichen, dass theologische Gründe im Kontext der vielschichtigen Motivlagen häufig nicht ausschlaggebend sind. Und für den Fall, dass ausschließlich geistlich-theologische Gründe angegeben werden, sind wir daran erinnert worden, dass es in der Konstruktion einer Wechselgeschichte häufig zu Reduktionen der im Ganzen doch komplexen Motivlagen kommt (Bühne). Gleichwohl sind geistliche bzw. theologische Faktoren oft Teil solcher Motivlagen. Und sie sollten m. E. in ihrer Bedeutung auch nicht unterschätzt werden. Roth hat uns ein lebensgeschichtliches Beispiel dafür gebeten, wie sich – in seinem Fall – ein Theologe auf die Suche nach einer anderen Glaubenskultur macht, die geprägt ist vom liturgischen Gottesdienst und der Hochschätzung des Abendmahls auf dem Boden der Anerkennung der lutherischen Bekenntnisschriften als verbindliche Auslegung der Heiligen Schrift. Der von Roth aufgegriffene Ausdruck der Glaubenskultur verbindet die kognitive, affektive und pragmatische Dimension von Glaubensäußerungen, denn auch wer theologische Gründe für seinen Wechsel angibt, verweist damit auf ein mehrschichtiges und facettenreiches Motivationsgeflecht. Den Wechsel in eine andere Glaubenskultur stellt auch der Weg dar, der von der Enge in die Weite führt (Bühne). Auch solche Beschreibungen verweisen auf den Einfluss geistlicher und theologischer Prägungen für biographische Wandlungsprozesse und kirchliche Wechselbewegungen. Sie zeigen auch, dass sich theologische Überzeugungen nicht von den Akteuren trennen lassen, die diese Überzeugungen vertreten und leben.

Schließlich sind, hier in soziologischer Betrachtungsweise, die Wechselbewegungen innerhalb der evangelikalen Gemeindemilieus zur Sprache gekommen (Stolz). Wir haben sehen können, dass der Begriff „evangelisch-freikirchlich“ (der bei Stolz unserem Verständnis von „evangelikal“ entspricht), in sich einer weitergehenden Ausdifferenzierung zugänglich ist. Entscheidend ist in unserem Tagungszusammenhang aber die Tatsache, dass evangelikale Gemeinden weithin einem Verständnis von Interdenominationalität

folgen, demzufolge die verschiedenen Kirchen Zweige am Stamm der einen Kirche Jesu Christi sind. Wechsel zwischen Kirchen (faktisch in der Regel zwischen evangelikalen Kirchen oder zumindest Gemeinden) gelten daher als ekklesiologisch unproblematisch. Es ist wichtiger, überhaupt zu einer dem Wort Gottes verpflichteten Gemeinde zu gehören, als zu welcher Gemeinde jemand gehört (Stolz; vgl. auch Stettner). Wechselt man die Gemeinde innerhalb des eigenen Milieus, kann darin glaubenskulturelle Kontinuität zum Ausdruck kommen. Sie schließt aber geistliche Wandlungs- und Wachstumsprozesse nicht aus. Die Vielfalt der evangelikalen Glaubenskultur erlaubt es aber vielen Christen, die sich ihr zurechnen, diese Wandlungen durch Wechsel innerhalb des Milieus zu vollziehen. Im Übrigen sind gerade für Gemeinden mit flachen Hierarchien und personeller Dynamik Veränderungsprozesse der Gemeinde viel verbreiteter als in institutionell stark verfestigten Kirchenstrukturen.

4. Welche Impulse für das ökumenische Miteinander gehen von den auf dieser Tagung vorgetragenen Überlegungen aus?

Referenten und Teilnehmer dieser Tagung, so mein Eindruck, sind überwiegend von der Überzeugung getragen, dass sich die eine Kirche Jesu Christi in den verschiedenen Kirchen verwirklicht. Ein Wechsel sollte daher grundsätzlich möglich und legitim sein. Dennoch gilt es, schon in der Sprache, achtsam zu sein. Der Ausdruck Konversion ist im ökumenischen Kontext von einigen Kirchen negativ konnotiert und sollte daher mit besonderer Zurückhaltung verwendet werden. Die unbestreitbare Tatsache von Wechselbewegungen bedarf aber der – möglichst präzisen – Bezeichnung, so dass sich die Frage stellt: Welche Begriffe lassen sich finden, die hinreichend deskriptiv sind und nach Möglichkeit nicht präskriptiv empfunden werden? Dazu kommt: Wie lässt sich ein Wechsel, zu dem es absehbar kommen wird, so gestalten, dass möglichst wenig Verletzungen entstehen? Wie kann ein biographischer Bruch doch noch für alle Beteiligten als Aufbruch gestaltet werden, der vielleicht sogar ein versöhntes Abschiednehmen einschließt? Deutlich geworden ist: Die in der Lebenswirklichkeit greifbar werdenden Konflikte im Zusammenhang mit Kirchenwechsellern werden nicht verschwinden, solange die hinter diesen Konflikten stehenden sakraments theologischen und ekklesiologischen Fragen nicht geklärt sind (Stettner, Mueller). Schon die Tatsache, dass landeskirchliche Theologen von einer Wiedertaufe sprechen, ohne dass sich täuferische Freikirchen diesen Ausdruck in der Sache zu eigen machen könnten, zeigt, dass die unterschiedliche Tauftheologie und -praxis lebenspraktische Folgeprobleme nach sich zieht, die von vielen Betroffenen als schmerzhaft empfunden werden, v. a. wenn dabei Fragen der Berufstätigkeit oder auch der kirchlichen Trauung berührt sind.

Allerdings wird man als freikirchlicher Theologe auch die umgekehrte Frage stellen müssen: Wenn freikirchliche Christen erwarten, dass das Selbstverständnis ihrer Kirche z. B. von den Landeskirchen respektiert wird, dann wird man dies seinerseits auch den Landeskirchen zubilligen müssen (so auch Voigt). Wenn diese nun den Austritt aus der Landeskirche und die Aufnahme in eine Freikirche durch erneute Taufe als Verletzung einer gegenüber dem landeskirchlichen Arbeitgeber bestehenden Loyalitätspflicht verstehen, durch die das kirchliche Zeugnis in dieser Einrichtung verdunkelt wird, dann mag man als Freikirchler gegen diese Auslegung Vorbehalte haben, sie wird aber zunächst einmal zu respektieren sein. Ähnliches gilt hinsichtlich des Religionsunterrichts. Ein junger Mensch wird durch persönliche Entscheidung Mitglied z. B. einer Freikirche, die – mit bestimmbareren Gründen – nicht (Voll-)Mitglied einer (Landes-)ACK ist und in ihren Veröffentlichungen den Gemeindeunterricht klar gegenüber dem schulischen Religionsunterricht präferiert. Nun als Mitglied dieser Kirche von der zuständigen Landeskirche zu erwarten, dass sie ihre Ordnung ändert, der zufolge die *Vocatio* als Religionslehrer die Mitgliedschaft in einer zur ACK gehörenden Kirche voraussetzt, kann durchaus anmaßend wirken. Immerhin ist – im Unterschied zur Säuglingstaufe – bei der Aufnahme in eine solche Freikirche nicht über die aufnahmewillige Person verfügt worden, sie hat folglich für die Folgen ihres Handelns einzustehen, und zwar auch dann, wenn diese nicht von vornherein absehbar waren. Was ich sagen will: Eine ökumenische Verständigung zwischen Kirchen, wie es sie teil- bzw. gebietsweise bereits gibt, ist wünschenswert und dürfte manche Konflikte entschärfen. Wenn aber Landeskirchen entscheiden, einer solchen Verständigung nicht schon durch großzügige Auslegung geltender Normen vorgreifen zu wollen, wird dies zu respektieren sein.

Die Reflexion von Kirchenwechseln gerät unvermeidlich schnell in das Fahrwasser des Nachdenkens darüber, warum Menschen ihre Gemeinde bzw. Kirche *verlassen*. Nicht weniger bewegen sollte uns jedoch die Frage, warum Christen in ihrer Gemeinde *bleiben* und wie sich Verluste *vermeiden* lassen (Bühne). Diese Frage stand nicht auf dem Programm der Tagung und sie kann daher an dieser Stelle auch nicht beantwortet werden. Sie erinnert uns jedoch an den Auftrag, den der Herr der Kirche seiner Gemeinde ins Grundsatzprogramm geschrieben hat, nämlich „Salz für die Erde“ und „Licht der Welt“ zu sein, ein Ort der Sammlung und der Sendung, Heimat für von Gott berufene und begabte Menschen, die, miteinander versöhnt, dieser Welt das Evangelium von Jesus Christus bezeugen.